

Åsa Larsson  
BIS DEIN ZORN SICH LEGT  
Roman  
Aus dem Schwedischen von Gabriele Haefs

Pressekontakt: [beatrice.beckmann@cbertelsmann.de](mailto:beatrice.beckmann@cbertelsmann.de)

Alle Rechte vorbehalten

© 2009 C.Bertelsmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlag: R·M·E Roland Eschlbeck/Rosemarie Kreuzer

Gestaltung: Maßmann, Neuser GmbH, Werbeagentur

Druck: RMO & welte Druck GmbH

Printed in Germany

[www.cbertelsmann.de](http://www.cbertelsmann.de)

Im Buchhandel ab 10. Januar 2009

Ca. 352 Seiten

Ca. € 19,95 [D] / € 20,60 [A] / sFr 34, 90

(sFr: empfohlener Verkaufspreis)

ISBN 978-3-570-01084-6

C.Bertelsmann

## LESEPROBE

### Bis dein Zorn sich legt

Ach, dass du mich im Totenreich verwahren und verbergen wolltest, bis dein Zorn sich legt, und mir ein Ziel setzen und dann an mich denken wolltest!

Meinst du, ein toter Mensch wird wieder leben? Alle Tage meines Dienstes wollte ich harren, bis dass meine Ablösung kommt.

Du würdest rufen und ich dir antworten, es würde dich verlangen nach dem Werk deiner Hände.

Dann würdest du meine Schritte zählen, aber hättest doch nicht Acht auf meine Sünden. Du würdest meine Übertretung in einem Bündlein versiegeln und meine Schuld über-tünchen.

Ein Berg kann zerfallen und vergehen und ein Fels wird von seiner Stätte weichen, Wasser wäscht Steine weg, und seine Fluten schwemmen die Erde weg: So machst du die Hoffnung des Menschen zunichte.

Du überwältigst ihn für immer, dass er davonmuss, entstellst sein Antlitz und lässt ihn dahinfahren.

Sind seine Kinder in Ehren, das weiß er nicht, oder ob sie verachtet sind, das wird er nicht gewahr.

Nur sein eigenes Fleisch macht ihm Schmerzen, und nur um ihn selbst trauert seine Seele.

(Hiob, Kapitel 14, Vers 13 - 22)

Ich erinnere mich, wie wir gestorben sind. Ich erin-nere mich und ich weiß es. So ist das jetzt. Manche Dinge weiß ich, obwohl ich selbst nicht mit dabei war. Aber ich weiß nicht alles. Das nun wirklich nicht. Es gibt keine Regeln. Wie bei Menschen, zum Bei-spiel. Manchmal sind sie offene Räume, in die ich hin-eingehen kann. Manchmal sind sie verschlossen. Es war der 9. Oktober. Die Luft war kalt. Der Himmel sehr blau. Ein Tag, den man gern in ein Glas gießen und trinken würde.

Ich war siebzehn Jahre alt. Simon fast neunzehn. Er ließ mich das Auto fahren, obwohl ich noch keinen Führerschein besaß.

Wir hatten keine Ahnung davon, dass wir sterben wür-den. Dass ich mit dem Mund voller Wasser schreien würde. Dass uns nur noch fünf Stunden blieben.

Der Waldweg endete beim Sevujärvi. Wir luden das Auto aus. Immer wieder musste ich kleine Pausen ein-legen und mich umsehen. Es war so überirdisch schön. Ich hob meine Hände zum Himmel, schaute mit zusammengekniffenen Augen in die Sonne.

»Was machst du?«, fragte Simon.

Noch immer die Augen und Arme zum Himmel gerichtet, antwortete ich: »Das hier gibt es in fast allen Religionen. Dass man nach oben schauen und die Hände heben soll. Es tut einfach gut. Versuch es mal!« Er lachte und schüttelte den Kopf. Er sah mich an. Ach, ich weiß noch, wie er mich ansah. Als könne er

sein Glück nicht fassen. Und es stimmt ja auch. Ich war kein x-beliebiges Mädchen.

Er versuchte immer, mich zu erforschen. Zählte meine Leberflecken. Oder tippte meine Zähne an, wenn ich lächelte, und nannte die Gipfel des Kebnekaise-Massivs: »Sydtoppen, Nordtoppen, Drakryggen, Kebnepakte, Kaskasapakte, Kaskasatjåkko, Tuolpagorni.«

»Eins, zwei, beginnende Karies, eins, eins, unverändert, zwei, eins, fehlt«, gab ich zurück.

Wir wanderten zum See Vittangjärvi hoch. Nach dreieinhalb Stunden hatten wir unser Ziel erreicht. Vorsichtig stellten wir unsere Lasten ab und blieben lange stumm stehen, um auf den See hinauszuschauen. Das Eis lag wie eine dicke schwarze Glasscheibe über dem Wasser. Der Frost hatte in jeden Grashalm und jeden dünnen Zweig gekniffen, bis sie brüchig und knisternd weiß geworden waren. Alles hatte die weiße dünne Haut des Frostes. Eine Aura aus Eis.

Es war unwirklich still.

Ich rannte hinaus aufs Eis. So schnell ich konnte, ohne auszurutschen, und glitt weit, weit. Danach legte ich mich hin und schaute eine Weile zum Himmel hoch. Streichelte das Eis liebevoll. Dort unten lag ein Flugzeug. Und niemand wusste davon, außer uns. Das glaubten wir zumindest.

Ich stand auf und beugnete seinem Blick.

Du und ich, sagten seine Augen.

Du und ich, blickte ich zurück.

Wir trugen Schläuche, Atemregler, Taucherbrillen, Schnorchel, Flossen und die schwarzen betagten Militärtaucheranzüge aufs Eis hinaus. Simon ging mit seinem GPS voraus.

Im August waren wir mit dem Kajak hier gewesen. Als wir die Stelle gefunden hatten, gab Simon sie unter »Wilma« ins GPS ein. Aber im Sommer war der alte Hof am Westufer von Sommergästen bewohnt.

»Jetzt stehen sie mit ihren Ferngläsern da«, hatte ich gesagt und mit zusammengekniffenen Augen zum anderen Ufer hinüber geschaut. »Und fragen sich, was wir für Trottel sind. Wenn wir jetzt tauchen, wird die ganze Gegend das in null Komma nix erfahren. Aber sobald sie für den Winter dicht machen, legen wir los. Dann können wir auch ihr Boot benutzen.«

Aber dann kam das Eis und wir mussten warten, bis es dick genug war, um zu tragen. Wir konnten unser Glück kaum fassen, als es nicht schneite, jetzt würde auch die Sicht nicht ganz schlecht sein. Einige Meter wenigstens. Aber wir müssten ja viel tiefer tauchen.

Simon schlug mit der Axt ein Loch ins Eis. Dann griff er zum Fuchsschwanz. Eine Motorsäge hatten wir nicht mitschleppen können, außerdem hätte die einen Höllenlärm gemacht, und Aufmerksamkeit zu erregen, war wirklich das Letzte, was wir wollten. Es war wie ein Buchtitel: *Wilma, Simon und das Geheimnis des Flugzeugs*.

Während Simon das Loch sägte, nagelte ich zwei

Latten zu einem Kreuz zusammen, das wir über das Loch legen wollten, um die Markierungsleine daran zu befestigen.

Wir zogen alles aus, bis auf unsere Frotteeunterwäsche, und stiegen in die Taucheranzüge.

Dann setzten wir uns an den Rand des Lochs.

»Geh direkt auf vier Meter Tiefe«, sagte Simon. »Das Schlimmste, was passieren kann, ist Luftstopp, wenn der Atemregler gefriert. Die Gefahr ist gleich unter der Oberfläche am größten.«

»Okay.«

Ich wollte ihm nicht zuhören. Ich wollte tauchen. Jetzt gleich.

Er war kein Profi-Taucher. Aber er hatte viel gelesen. In Zeitschriften und im Netz.

»Zweimal an der Leine ziehen bedeutet: aufsteigen.«

»Okay.«

»Vielleicht finden wir das Wrack sofort, vermutlich aber nicht. Wir gehen runter und nehmen es dann, wie es kommt.«

»Okay, okay.«

Und dann tauchen wir.

Das kalte Wasser ist wie ein Pferdetritt ins Gesicht.

Simon legt das Holzkreuz mit der Rettungsleine über das Loch im Eis. Beim Abstieg überprüft er das Messgerät. Zwei Meter. Taghell. Das Eis über uns ist wie ein Fenster für das Sonnenlicht. Als wir oben standen, war es schwarz. Von unten ist es hellblau. Zwölf Meter.

Dunkel. Fünfzehn Meter. Finsternis. Simon fragt sich sicher, wie mir zumute ist. Aber er weiß, dass ich zäh bin. Siebzehn Meter.

Wir stoßen sofort auf das Flugzeugwrack. Es scheint einfach da gelegen und auf uns gewartet zu haben. Aber natürlich. Wir haben gelotet. Wir wussten, dass es hier sein müsste.

Aber jetzt kommt mir alles doch ganz unwirklich vor. Es ist viel größer, als ich mir vorgestellt hatte. Wir folgen der Tragfläche und stoßen auf die Motoren. Das kommt mir auf irgendeine Weise nicht richtig vor. Etwas stimmt hier nicht, etwas wirkt ... wir schwimmen zurück. Ich bin dicht hinter Simon, halte die Markierungsleine. Jetzt finden wir das Fahrgestell. Oben auf der Tragfläche.

Simon sieht sich nach mir um und dreht seine ausgestreckte Hand um hundertachtzig Grad. Ich verstehe, was er meint. Das Flugzeug liegt auf dem Rücken. Beim Aufprall muss es sich um sich selbst gedreht haben. Bei der Landung waren sie vermutlich allesamt sofort tot.

Wir schwimmen zur Nase. Die Fenster des Cockpits sind zerbrochen. Aber es geht. Simon leuchtet mit der Taschenlampe. Irgendwo dort drinnen schwimmen die Überreste der Besatzung herum.

Ich mache mich stark, um den Anblick dessen zu ertragen, was vom Piloten vielleicht noch übrig ist. Aber im Cockpit ist nichts zu sehen.

Simon leuchtet mit der Taschenlampe seine Hand an. Zeigt auf mich. Zeigt dann gerade nach unten. Bleib hier, bedeutet das. Dann öffnet und schließt er seine Hand zweimal. Zehn Minuten.

Ich leuchte meine Hand an und hebe den Daumen. Dann werfe ich ihm vom Atemregler aus eine Kuss-hand zu.

Er schiebt die Arme durch das Fensterloch, packt mit den Händen die Rückenlehne des einen Pilotensitzes und zieht sich geschmeidig in das Flugzeug hinein.

Ich sehe Simon im Flugzeug verschwinden. Dann schaue ich auf die Uhr.

Mir kommen Gedanken, die ich energisch zu verdrängen versuche. Zum Beispiel daran, was in einem Wrack, das seit über sechzig Jahren auf dem Seegrund liegt, passieren kann, wenn man hineinschwimmt und plötzlich Bewegung erzeugt.

Nein, nein. So darf ich nicht denken. Es wird supergut gehen. Und nächstes Mal bin ich verdammt noch mal diejenige, die ins Flugzeug schwimmen darf.

Ich leuchte ein wenig mit der Taschenlampe hin und her. Aber das Licht reicht in der Dunkelheit nicht sehr weit. Außerdem haben wir jede Menge Schlamm aufgewühlt und die Sicht ist jetzt richtig schlecht. Schwer vorstellbar, dass dort oben, nur einige Meter entfernt, die Sonne über dem funkelnden Eis leuchtet.

Dann merke ich, dass die Markierungsleine schlaff in meiner Hand liegt. Ich ziehe daran. Aber sie spannt

sich nicht. Ich hole die Leine ein. Einen Meter, zwei Meter. Drei. Hat sie sich vom Holzkreuz gelöst? Wir hatten sie doch sorgfältig angebunden. Ich ziehe immer schneller. Jetzt habe ich das andere Ende in der Hand. Ich sehe es an. Starre es an.

Herrgott, ich muss nach oben und sie befestigen. Wenn Simon aus dem Flugzeug kommt, haben wir keine Zeit, um unter dem Eis herumzuschwimmen und das Loch zu suchen.

Ich fülle den Anzug mit ein wenig Luft, so dass ich langsam nach oben steige. Aus der Finsternis durch das Dunkle, dann wird es heller.

Ich halte Ausschau nach dem Loch, dort müsste Licht durch das Eis fallen, aber ich sehe es nicht. Stattdessen sehe ich einen Schatten. Ein schwarzes Viereck.

Etwas liegt über dem Loch. Ich schwimme hinüber. Das Holzkreuz ist verschwunden. Statt seiner liegt eine Tür über dem Loch. Eine Sekunde lang denke ich, dass diese Tür irgendwo herumlag und vom Wind hierher geweht wurde. Aber sofort danach weiß ich, wie falsch dieser Gedanke ist. Da oben ist ein windstiller, sonniger Tag. Wenn eine Tür über dem Loch liegt, dann, weil jemand sie dort hingelegt hat. Und was kann das für ein Witzbold sein?

Ich versuche mit beiden Händen, die Tür zur Seite zu schieben. Leine und Taschenlampe habe ich losgelassen, sie sinken langsam zum Grund hinab. Die Tür lässt sich nicht bewegen. Mein heftiger Atem dröhnt in

meinen Ohren. Ich begreife, dass der Witzbold darauf steht. Jemand steht auf der Tür.

Ich ziehe mein Tauchermesser hervor. Fange an, ein Loch ins Eis zu hacken. Das ist schwer. Meine Stöße haben keine Kraft. Ich bohre mit dem Messer. Am Ende stoße ich durch. Dann geht es leichter, ich lasse das Messer im Loch rotieren, kratze mit der Klinge an den Seiten. Das Loch wird größer.

Simon schwimmt im Wrack so vorsichtig er kann. Er befindet sich jetzt in der Kabine. Er glaubt, ein leises Rucken am Seil zu spüren. Er überlegt, ob das Wilma gewesen sein kann. Zweimal ziehen bedeutet Aufstieg, hat er doch gesagt. Aber was, wenn sie einen Luftstopp hat? Jetzt wird er unruhig und beschließt, hinauszuschwimmen. Er kann hier ja doch nichts sehen. Es ist, wie durch grüne Suppe zu schwimmen. Er zieht an der Leine, um sie zu straffen und ihr hinauszufolgen. Aber sie spannt sich nicht. Er holt mehr und mehr Leine ein, Meter um Meter. Dann hat er ein Ende in der Hand.

Die Angst beißt wie eine Schlange in sein Zwerchfell. Keine Leine, der er folgen kann. Wie soll er zum Cockpitfenster zurückfinden? Er sieht doch rein gar nichts. Wie soll er hinausgelangen?

Er schwimmt, bis er gegen eine Wand stößt. Er zögert. Er stößt mit etwas zusammen, das nicht fest hängt. Das sich seitwärts bewegt. Er leuchtet es an. Sieht

nichts. Bildet sich ein, es sei ein Leichnam. Zappelt. Schwimmt weg. Schnell. Bald schwimmt er zwischen Gliedern, die umhertreiben. Armen und Beinen, die sich von ihren Körpern gelöst haben. Er muss versuchen, ganz ruhig zu bleiben, aber wo ist er? Wie lange ist er schon hier unten? Wie lange reicht die Luft noch? Voller Panik schwimmt er hin und her. Das Seil, das an seinem Bleigürtel befestigt ist, steckt hier und dort kurz fest, bleibt in den Haken am Boden hängen, mit denen Ladung festgezurrert werden konnte. Dann fängt er an, gegen das Seil zu schwimmen. Verfährt sich darin. Es zieht sich wie ein Spinnwebgewebe durch das Flugzeug. Und er findet nicht hinaus. Er stirbt dort drinnen.

Ich habe mit dem Tauchermesser ein Loch ins Eis hacken können. Als es so groß ist wie meine Hand, schaue ich auf den Druckmesser. Noch zwanzig Bar. Ich darf nicht soviel atmen. Ich muss mich beruhigen. Ich schiebe die Hand durch das Loch. Es gibt keinen Gedanken. Die Hand streckt sich aus eigenem Willen nach Hilfe aus.

Jemand da oben packt sie. Zuerst durchfährt mich das Gefühl, dass mir geholfen wird. Dass jemand mich aus dem Wasser ziehen wird. Mich retten.

Dann zieht diese Person wirklich an meiner Hand, biegt sie vor und zurück. Und nun begreife ich, dass ich feststecke. Ich komme hier nicht weg. Ich drücke

die Knie gegen das Eis. Meine gefangene Hand zwischen den Beinen. Und dann stoße ich mich ab. Jetzt komme ich los. Die Hand gleitet aus dem Taucherhandschuh. Kaltes Wasser. Uäh!

Ich schwimme unter dem Eis weiter. Weg. Weg von dieser Person. Jetzt bin ich wieder unter der Tür. Ich schlage dagegen. Es muss einen anderen Ausweg geben. Eine Stelle, wo das Eis dünner ist. Ich schwimme weiter. Aber er rennt hinter mir her. Ist das überhaupt ein Er? Ich sehe die Person durch das Eis. Vage. Dann friert der Atemregler ein. Die Luft spritzt aus dem Mundstück. Ich höre auf zu schwimmen, bin vollauf mit Atmen beschäftigt. Der Schlauch leert sich in zwei Minuten.

Und dann ist Schluss. Meine Lunge droht zu bersten. Ich fuchtele mit den Armen. Das letzte, was ich im Leben tue, ist, Atemregler und Taucherbrille wegzureißen. Dann sterbe ich. Zwischen mir und dem Eis gibt es jetzt keine Luft. Meine Augen im Wasser sind offen. Jetzt sehe ich die Person dort oben. Ein Gesicht, das sich gegen das Eis presst und mich ansieht. Aber ich verstehe nicht, was ich sehe. Mein Bewusstsein zieht sich zurück wie das Wasser bei sinkender Tide.

Schnee, dachte Bezirksanwältin Rebecka Martinsson und schauderte vor Wohlbehagen, als sie auf dem Hof in Kurravaara aus dem Auto stieg.

Es war sieben Uhr abends. Die Schneewolken am Himmel hüllten den Ort in ein behagliches Dunkel. Und der Schnee fiel nicht, nein, er stürzte hinunter. Trockene, weiche Flocken kamen aus dem Himmel gerast, als ob sie dort oben jemand zusammenfegte, putzte. Oma, natürlich, dachte Rebecka und lächelte. Bestimmt bohnt die den Boden unseres Herrn, fegt und ist immer am Werk. Ihn selbst hat sie sicher auf die Vortreppe verbannt.

Das graue Eternithaus der Großmutter versteckte sich im Dunkeln. Nur die Lampe über der grün angestrichenen Treppe sagte leise: Willkommen daheim, Mädels.

Ihr Telefon piepste. Sie zog es aus der Tasche. SMS von Måns: »Scheißregen in Stockholm«, stand dort. »Bett leer + öde. Komm her. Ich will deine Brüste lecken + Dich umarmen. Kuss auf all Deine schönen Stellen.« Sie verspürte ein Prickeln.

»Verdammter Kerl«, tippte sie ein. »Muss arbeiten. Nicht an dich denken.«

Sie lachte. Er war wunderbar. Sie sehnte sich nach ihm und genoss ihn. Vor etlichen Jahren hatte sie in der Anwaltskanzlei Meijer & Ditzinger für ihn gearbeitet. Er fand, sie solle zurückkommen und wieder als Anwältin tätig werden.

»Du würdest dreimal so viel verdienen wie jetzt«, sagte er immer.

Sie schaute zum Fluss hinüber. Im Sommer hatte er dort mit ihr auf dem Steg gekniet und die Flickenteppiche der Großmutter mit der Wurzelbürste geschrubbt. Sie hatten im Sonnenschein geschwitzt. Danach hatten sie sich ausgezogen und waren wie glückliche Hunde zusammen mit den Teppichen im Wasser herumgeschwommen.

Sie versuchte ihm klarzumachen, dass sie so leben wollte: »Ich will hier draußen auf dem Hof stehen und die Fenster kitten und zwischendurch einfach den Blick heben und auf den Fluss schauen. Ich will im Sommer vor der Arbeit auf meiner Vortreppe Kaffee trinken. Ich will im Winter mein Auto freischaufeln. Ich will Eisblumen an den Küchenfenstern haben.«

»Das kannst du alles behalten«, wandte er dann ein.

»Wir können nach Kiruna fahren, so oft du willst.«

Aber das würde niemals dasselbe sein. Das wusste sie genau. Das Haus würde sich niemals hinters Licht führen lassen. Der Fluss auch nicht.

Ich brauche das hier, dachte sie. Ich bin so viele anstrengende Personen. Die kleine liebeshungrige Dreijährige, die eiskalte Juristin, die einsame Wölfin und die, die wieder verrückt werden möchte, die sich danach sehnt, in den Irrsinn zu fliehen. Es ist gut für mich, unter dem funkelnden Nordlicht klein zu sein, klein neben dem mächtigen Fluss. Natur und Univer-

sum sind hier so nahe. Meine Sorgen und Probleme schrumpfen. Ich bin gern unbedeutend.

Durch das Schneegestöber kam ein Vorsteherhund in vollem Galopp auf sie zu. Als er eine Querdrehung machte, um Rebecka zu begrüßen, rutschte er auf dem Eis aus, das unter dem Schnee lag,

»Aber hallo, Bella«, sagte sie mit dem Arm voller Hund. »Wo hast du denn dein Herrchen gelassen?«

Jetzt war ein wütendes Rufen zu hören: »Hierher, hab ich gesagt! Hörst du denn nicht?«

Sivvings Gestalt löste sich aus dem Schneegestöber. Er kam breitbeinig angelaufen, hatte Angst, zu fallen. Seine müde Seite wurde ein wenig hinterhergeschleppt, der eine Arm hing schlaff nach unten. Seine weißen Haare waren unter einer grünweißen Pudelmütze versteckt. Die Mütze trug ihrerseits eine kleine weiße Mütze aus Schnee. Rebecka gab sich alle Mühe, um ein Lächeln unterdrücken. Er sah einfach wunderbar aus.

»Wo?«, keuchte er.

Aber Bella war schon im Schneegestöber verschwunden.

»Ach, die kommt schon zurück, wenn sie Hunger kriegt«, sagte er lachend. »Wie ist das mit dir? Ich will Mehlklöße braten. Die reichen auch für dich.«

Einige Jahre zuvor war Sivving Fjällborg in seinen Heizungskeller umgezogen.

»Man findet, was man sucht, und Ordnung halten ist leicht«, sagte er immer.

Das Haus darüber war sauber und aufgeräumt und wurde nur benutzt, wenn Kinder und Enkelkinder zu Besuch kamen.

Der Heizungskeller war spärlich möbliert. Gemütlich, dachte Rebecka, zog die Schuhe aus und setzte sich auf die Holzbank, die neben dem Tisch stand.

Ein Tisch, ein Stuhl, ein Hocker, eine Küchenbank. Mehr war nicht nötig. In der Ecke stand ein gemachtes Bett. Flickenteppiche auf dem Boden hinderten die Kälte daran, durch den Kellerboden einzudringen.

Sivving stand vor der Kochplatte. Er schnitt die Mehlklöße in angemessen dicke Scheiben. Er ließ einen Klecks Butter in der heißen Bratpfanne herumzischen. Rebeckas Telefon piepste wieder. Noch eine SMS von Måns.

»Du kannst sonstwann arbeiten. Ich will dich um die Taille fassen und dich küssen, dich auf den Küchentisch heben und dein Kleid hochschieben.«

»Ach, ist das aus dem Büro?«, fragte Sivving.

»Nein, das ist von Måns«, sagte Rebecka leichthin.

»Er möchte wissen, wann du runterfahren und ihm eine Sauna bauen kannst.«

»Pu, der schlaue Teufel. Sag, er soll lieber herkommen und schaufeln. Der ganze Schnee und kaum eine Pause. Das kannst du ihm sagen.«

»Werd ich«, sagte Rebecka und schrieb: »Mm ... mehr!« Sivving gab die Kloßscheiben in die Pfanne. Sie zischten, und das Fett spritzte hoch.

»Und ich mit meinem Arm«, sagte Sivving. »Da soll doch der Teufel eine Sauna bauen. Nein, man sollte es so machen wie dieser Arvid Backlund.«

»Was hat er denn gemacht?«, fragte Rebecka.

»Vorige Woche ist er zweiundachtzig geworden. Er hat ausgerechnet, wie viel Holz er noch für den Rest seines Lebens braucht. Dann bestellte er die Ladung und ließ sie im Haus stapeln. Auf diese Weise hat er das Holz zur Hand. Kann sich in seinen noch verbleibenden Wintern wärmen.«

»Im Wohnzimmer?«

»Riesiger Haufen mitten auf dem Parkett, verdammt noch mal.«

»Ich nehme an, er hat keine Frau«, sagte Rebecka lachend.

Sie lachten eine Weile miteinander.

Plötzlich schlug Sivvings Stimmung ins Gegenteil um.

»So kommt er wenigstens allein zurecht«, sagte er wütend. »Klar sollte er lieber sein Holz im Holzschuppen lagern, wie alle anständigen Menschen. Eines Morgens rausgehen, ausrutschen und sich das Bein brechen. Dann kommt man aus dem Krankenhaus doch nie wieder zurück. Wird danach ins Pflegeheim abgeschoben. Wenn man jung und gesund ist, kann man leicht lachen.«

Er hat Angst, dachte Rebecka.

Sie hätte ihm gern gesagt, dass sie niemals nach Stockholm zurückziehen würde. Versprochen, sich um sei-

nen Hof zu kümmern und für ihn einzukaufen, wenn es dann so weit wäre.

Genau wie er sich um Oma gekümmert hat. Als ich weggezogen bin und sie hier verlassen habe. Er hat sich um sie gekümmert und ihr Gesellschaft geleistet. Obwohl sie am Ende verwirrt und ängstlich war. Obwohl sie dauernd an ihm herumkritisierte. Ich will eine sein, die sich kümmert. Diese Art Mensch will ich sein.

Es schneit noch immer, als sie nach Hause geht. Aber jetzt hat sich die Lage beruhigt. Der Schnee stürzt nicht mehr vom Himmel, sondern rieselt in einem genießerischen Tanz. Das ist ein Schneefall, der glücklich machen kann. Große Flocken, die auf ihren Wangen schmelzen.

Es ist nicht dunkel, obwohl es schon spät ist. Der Himmel ist von den Schneewolken grau verhangen. Die Konturen von Häusern und Bäumen verwischen. Als wären sie auf feuchtes Aquarellpapier gemalt.

Ohne Vorwarnung wird sie von einem reinen weißen Glück überwältigt. Es fährt durch ihren Körper wie ein Wind durch ein Gebirgstal. Kraft strömt aus dem Boden. Durch den Körper und in die Hände. Sie steht ganz still da. Wagt nicht, sich zu bewegen, aus Angst, diesen Augenblick dadurch zu verjagen.

Sie ist eins mit dem Rest. Mit dem Schnee, mit dem Himmel. Mit dem Fluss, der verborgen unter dem Eis

strömt. Mit Sivving, mit den Leuten aus dem Dorf. Mit allen.

Ich gehöre dazu, denkt sie. Vielleicht ist es so, dass ich dazu gehöre, egal was ich will oder empfinde.

Sie schließt die Tür auf und geht die Treppe hoch.

Das andächtige Gefühl ist noch immer vorhanden. Zähneputzen und Gesichtwaschen sind ein heiliges Ritual, die Gedanken haben angehalten, nur das Geräusch der Zahnbürste und des fließenden Wassers. Sie kleidet sich in ihren Schlafanzug wie in ein Taufgewand. Sie nimmt sich die Zeit, das Bett frisch zu beziehen. Måns versucht einmal, sie anzurufen, aber sie meldet sich nicht.

Sie schlüpfte zwischen Laken, die sich ein wenig ungewohnt steif anfühlen und die sauber duften.

Danke, denkt sie.

Gegen vier Uhr wacht sie auf. Auf dem Bett sitzt ein junges Mädchen. Es ist nackt. Ihre roten Haare sind nass. Aus den Haaren läuft Wasser wie ein kleiner Bach ihr Rückgrat hinunter. Als sie spricht, strömt unaufhörlich Wasser aus ihrem Mund und ihrer Nase. Das war kein Unfall, sagt sie zu Rebecka.

Nein, sagt Rebecka und setzt sich auf. Ich weiß.

Er hat mich weggebracht. Ich bin nicht im Fluss gestorben. Sieh dir meine Hand an.

Sie hält Rebecka die eine Hand hin. Die Haut ist weggeschuert. Das Blut weggeflossen. Die Knochen

ragen aus dem grauen Fleisch heraus. Die junge Frau betrachtet traurig ihre Hand.

Ich habe mir die Nägel am Eis abgebrochen, als ich versucht habe, mich durchzukratzen, sagt sie.

Es war nur ein Traum, sagt Rebecka sich. Sie legt sich wieder ins Bett und versucht, in anderen Träumen zu verschwinden. Ein offener Himmel über ihrem Kopf. Schwarze Vögel, die aus Tannenwipfeln auffliegen.

Ich suche die Staatsanwältin auf. Sie ist die Erste, die mich seit meinem Tod sieht. Sie ist weit offen. Sieht mich deutlich, als ich mich auf ihr Bett setze. Ihre Großmutter steht in der Kammer. Sie ist die erste Tote, die ich seit meinem eigenen Tod gesehen habe. Ja, die ich überhaupt jemals gesehen habe. Die Großmutter sieht mich mit festem Blick an. Hier kann man nicht einfach nach Lust und Laune kommen und gehen. Die Staatsanwältin hat eine starke Beschützerin. Ich bitte die Großmutter um Erlaubnis, mit ihrer Enkelin zu sprechen.

In dieser Nacht ist mein Leichnam gefunden worden. Vielleicht wird jetzt im Dorf geredet werden. Endlich.